

lichen Verhör gewesen und nachdem er das Verbrechen, dessen man ihn angeklagt, gestanden, hat er zugleich erklärt, daß er sich seit zehn Jahren eines etwas seltsamen Mittels bediente, um sich Kunden zu verschaffen. Er verwundete nämlich nachts die Vorübergehenden mit einem Bajonett und flüchtete sich dann durch eine Hintertür in sein Haus. Die Verwundeten stießen natürlich ein lautes Geschrei aus, wodurch die Nachbarschaft zu ihrer Hilfe herbeigezogen wurde; der Chirurg kam dann selbst mit den andern, und indem er hier einen Menschen im Blute schwimmend fand, ließ er ihn in sein Haus bringen, wo er ihn mit derselben Hand verband, mit der er die Wunde schlug.

Obgleich dieser grausame Wundarzt diese Erklärung selbst gegeben hat, und tausendmal den Tod verdiente, so schmeichelt er sich dennoch, Gnade zu erhalten, und dies kann wohl geschehen, weil er der Verwandte der Wickelfrau des Infanten ist; außerdem bereitet er ein wunderbares Wasser, dessen Geheimnis kein anderer kennt, ein Wasser, welches die Eigenschaft hat, die Haut weiß und aus einem runzeligen Gesicht ein Kinderantlitz zu machen, und dieses unvergleichliche Wasser dient drei Damen des Palastes zur Quelle der Jugend, weswegen sie sich denn auch geeinigt haben, ihn zu retten. Er selbst baut so fest auf ihren Einfluß, oder wenn Ihr lieber wollt, auf sein Wasser, daß er ganz ruhig in der sicheren Hoffnung eingeschlafen ist, bei seinem Erwachen die angenehme Nachricht von seiner Befreiung zu erhalten.

Ich sehe da auf einem Lager in derselben Kammer, sprach der Student, einen Mann, der, wie es mir scheint, ebenfalls sehr ruhig schlummert; seine Sache muß daher wohl nicht übel stehen. — Sie ist sehr delikate, antwortete der Dämon. Dieser Kavaliere ist ein biseanischer Edelmann, der sich durch einen Flintenschuß bereichert hat und zwar auf folgende Art: Vor ungefähr vierzehn Tagen war er mit seinem ältesten Bruder, der ein bedeutendes Vermögen besaß, in einem Walde auf der Jagd, und tötete ihn zufällig, indem er nach Rebhühnern schoß. — O welch ein glückliches Quid pro quo für einen jüngeren Bruder! rief Don Cleophas lachend aus. — Da habt Ihr recht, versetzte Asmodi; aber die Seitenverwandten, die sich gern der Erbschaft des Verstorbenen bemächtigen möchten, haben nun den Mörder angeklagt und beschuldigen ihn, den Schuß getan zu haben, um der einzige Erbe der Familie zu werden. Er hat sich hierauf selbst in das Gefängnis gestellt und er scheint so betrübt über den Tod seines Bruders zu sein, daß man sich nicht denken kann, er habe die Absicht gehabt, ihm das Leben zu rauben. — Und hat er in der Tat sich in dieser Beziehung weiter nichts vorzumewerfen als seine Ungeschicklichkeit? entgegnete Leandro. — Nein, versetzte der Hinkende, er hat keine böse Absicht gehabt; aber wenn ein ältester Sohn das ganze Vermögen eines Hauses besitzt, dann rate ich ihm doch nicht, mit seinem jüngeren Bruder auf die Jagd zu gehen.

Werfen wir aber jetzt einen Blick in einen großen Kerker unter den Gefangenen, die ich Euch zeigte, und betrachten wir, was da vorgeht. Seht Ihr die drei Elenden da? Es sind Straßenräuber, die eben im Begriff stehen, sich zu retten. Man hat ihnen eine Feile in einem Brote zugesteckt und sie haben bereits eine dicke eiserne Fensterstange durchgearbeitet und können sich nun in einen Hof hinablassen, von welchem sie in die Straße zu gelangen vermögen. Schon seit länger als zehn Monaten sitzen sie im Gefängnisse und seit länger als acht hätten sie bereits den öffentlichen Lohn, der Heldentaten wie den ihrigen gebührt, empfangen können, aber dank der Langsamkeit der Justiz werden sie von neuem Reifende ermorden.

Folgt mir jetzt in jenen niedrigen Saal, wo Ihr zwanzig bis dreißig Menschen auf Stroh liegen seht; es sind Spitzbuben und anderes liederliches Gesindel; aber bemerkt Ihr wohl dort Fünfe

oder Sechse, die eine Art von Tagelöhner kaufen, den man heute deswegen eingesperrt hat, weil er einen Hüfcher mit einem Steinwurfe verwundete? — Warum schlagen sie denn den Mann? sprach Zambullo. — Weil er noch nicht seinen Willkomm bezahlt hat, antwortete Asmodi. Aber, setzte er hinzu, lassen wir alle diese Elenden und entfernen wir uns selbst von diesem schrecklichen Ort, wir wollen den Blick zu erfreulicheren Gegenständen wenden.

Zeugen und Rufer.

Jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, daß in ihm aus ihm selbst entschieden werden muß und allein entschieden werden kann. Im Gedränge der Weltbegebenheiten hilft nicht ein allgemeiner Grundsatz, nicht das Erinnern an ähnliche Verhältnisse, denn so etwas wie eine fahle Erinnerung hat keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart.

Ein Zweck, für welchen ich tätig sein soll, muß auf irgend eine Weise auch mein Zweck sein; ich muß meinen Zweck zugleich dabei befriedigen, wenn der Zweck, für welchen ich tätig bin, auch noch viele andere Seiten hat, nach denen er mich nichts angeht. Dies ist das unendliche Recht des Subjekts, daß es sich selbst in seiner Tätigkeit und Arbeit befriedigt findet. Wenn die Menschen sich für etwas interessieren sollen, so müssen sie sich selbst darin haben und ihr eigenes Selbstgefühl darin befriedigt finden.

Wenn verlangen die Menschen auch, wenn sie für eine Sache tätig sein sollen, daß die Sache ihnen überhaupt zusage, daß sie mit ihrer Meinung, es sei von der Güte derselben, ihrem Rechte, Vorteils, ihrer Nützlichkeit, dabei sein können. Dies ist besonders ein wesentliches Moment unserer Zeit, wo die Menschen wenig mehr durch Zutrauen und Autorität zu etwas herbeigezogen werden, sondern mit ihrem eigenen Verstande, selbständiger Ueberzeugung und Dafürhalten den Anteil ihrer Tätigkeit einer Sache widmen sollen.

So sagen wir also, daß überhaupt nichts ohne das Interesse derer, welche durch ihre Tätigkeit mitwirkten, zustande gekommen ist, und indem wir ein Interesse eine Leidenschaft nennen, insofern die ganze Individualität mit Hintansetzung aller anderen Interessen und Zwecke, die man auch hat und haben kann, mit allen ihr innewohnenden Athern von Vollen sich in einen Gegenstand legt, in diesen Zweck alle ihre Bedürfnisse und Kräfte konzentriert, so müssen wir überhaupt sagen, daß nichts Großes in der Welt ohne Leidenschaft vollbracht worden ist. Hegel.

Es werde Licht, sprach Gott, da wurde Licht. Blut fliehe! spricht der Mensch, da fliehet es in Meeren. Ein Stündchen kann so viel verheeren, daß hundert helle Sonnenmond' es nicht erneuern, wenn es auch die Sommer wären, die Edens Früchte reiften; denn der Hauch des Krieges verzehrt die Wurzel mit dem Strauch.

Ein stolzer Tag, der Schluß der Session, vorausgesetzt, das Volk ist wirklich frei: Ein König und das Recht auf einen Thron, mich dünkt, daß solch ein Thron der höchste sei. Despoten fassen's nicht — sie lernen's schon, die Freiheit bringt es ihnen langsam bei. Der Pomp ist's nicht, woran wir uns erbauen mit Herz und Aug', es ist des Volk's Vertrauen. Byron: „Don Juan“.

Ein Volk, sich selber treu, sonst allen feind, es folgt dem angeborenen Hang doch nur. Zum Kriege zwingt den Menschen die Natur, er mordet und erobert, bis hienieden nur Wüstenelken sind — und nennt es Frieden. Byron: „Braut des Abends“.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Lütke); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik



1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 18

Er erscheint wöchentlich einmal. Redaktion u. Expedition: Waller Heerstr. 52 (Eing. Torweg).

Bremen, den 21. Oktober 1916

Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch die Post bez.: monatlich 60 Pfg., vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellgeld

Inhalt:
Nach der Parteikonferenz 3. Seite 137
Vor dem Parteitag der Schweizer Sozialdemokratie. Von Arnold Struthahn. 138
Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie (Fortf.) 141
Aus unserm politischen Tagebuch 142
Feuilleton:
Ein Freiheitsieg. Von Maxim Gorki. 143
Zeugen und Rufer 144

Nach der Parteikonferenz.

3. Das Gesicht des Zentrums.
In der Politik entscheidet die organisierte Macht des Heeres und die unorganisierte des Volkes. In der Kriegszeit schlagen sich die Quellen der Tat, die allein entscheidend ist, nicht anders. Deswegen ist eine Partei, eine Richtung das, was sie von der im Heere organisierten Volksmasse und von den breitesten, größtenteils unorganisierten Kräften des Volkes an Taten fordert.

Als der aus dem Felde zurückgekehrte Anhänger der Politik des 4. August, Saenger, auf der Parteikonferenz sich an das Zentrum wandte mit der Frage, ob sie draußen im Felde weiter ihre Pflicht tun sollten, antwortete der Zentrumsführer Ledebour: „Selbstverständlich.“

Die zentriemliche Agitation bezweckt keinesfalls die Schwächung des Bewußtseins, daß der Arbeiter im Waffenrock die Pflicht habe, das Vaterland zu verteidigen. Was Haase und Ledebour von den Arbeitern im Felde forderten, ist daselbe, was Scheidemann von ihnen fordert. Das Zentrum steht ebenso wie die Sozialpatrioten auf dem Boden der Vaterlandsverteidigung. Und da der Krieg nicht nur im Schützengraben, sondern auch in der Munitionsfabrik geführt wird, so entsteht die weitere Frage, was die Zentrumsführer von dem zweiten entscheidenden Faktor, der Arbeitermasse in der Fabrik, fordern. Die Sozialpatrioten fordern von ihnen das, was Herr Ballin in die schönen Worte kleidete: durchhalten und Maul halten. Die Zentrumsleute sind gegen das Maul halten, sie wollen, daß Versammlungen einberufen werden, in denen gemault wird usw. Aber damit Schluß. Haase führte nach dem offiziellen, in der ganzen Presse abgedruckten Bericht folgendes aus:

„Das Antistreikflugblatt hat tief verbitternd gewirkt. Der Redner weist auf die Sympathiekundgebungen für Liebknecht hin und wendet sich gegen die Abschüttelung derartiger Regungen. . . Durch Aufrufe und Warnungen kann der Parteivorstand nicht eine Bewegung niederschlagen, die aus solcher Zeit entsteht. Keiner von

uns empfiehlt wilde Streiks, aber man soll Verständnis für die darin ausbrechenden Gefühle haben.“

Da jeder von den Gewerkschaftsvorständen nicht bewilligte Streik ein „wilder“ ist, und da die Gewerkschaftsvorstände in der Kriegszeit gegen jeden Streik sind, so bedeuten die Ausführungen des Abg. Haase die Ablehnung jeder Streikbewegung im Kriege. Es herrscht eine vollkommene Eintracht in dem, was das Zentrum und die Sozialpatrioten von der Masse an Taten fordern. Das Zentrum unterscheidet sich von den „Instanzen“ nur dadurch, daß es keine Agitation gegen spontane Bewegungen führt, weil es ihren Nährboden kennt und eine solche Agitation für unnütz hält.

In den Taten, die sie von den Massen fordern, vollkommen den Sozialpatrioten gleich, unterscheiden sich die Zentrumsleute von ihnen in den Gesinnungen, die sie im Parlament ausführen. Während die Sozialpatrioten die Kredite annehmen, entschlossen sich die Zentrumsleute schließlich, die Kredite abzulehnen. Weshalb? Weil sie annehmen, daß die Regierung einen Sieg erstrebt, den sie zu Annehmlichkeiten ausnützen könnte. Das Zentrum dagegen will das Vaterland nur soweit verteidigen, daß es keine Einbuße an Unabhängigkeit und Gebiet erleide; es will also die Niederlage abwenden, befürchtet aber den Sieg.

„Es gibt einen dritten Weg, die Verständigung unter den Völkern, bei der keines eine Niederlage erleidet. Der Friede ist nur zu erreichen, wenn mit aller Rücksichtslosigkeit diejenigen bekämpft werden, die dem sozialistischen Frieden, dem Frieden der Verständigung, sich in den Weg stellen. Der Hebel ist bei England anzusetzen; Minister Cecil hat kürzlich erklärt, daß an England niemals etwas anderes an Friedensangeboten herangetreten ist, als was in den Kanzlerreden enthalten war.“

Diese Worte Haases bilden die politischen Hauptgedanken des Zentrums: Verständigung „der Völker“, „sozialistischer Weg“. Da weder Sir Cecil noch Herr Bethmann Hollweg Vertreter der Völker, geschweige denn des Sozialismus sind, so besteht der ganze Irrtum des „sozialistischen Weges“ Haases und des Zentrums darin, daß sie von den Regierungen den Beginn der Verhandlungen fordern.

Kautsky gab schon Herrn Bethmann Hollweg die Friedensbedingungen mit auf den Weg: die Wiederherstellung Belgiens und Serbiens, Anerkennung internationaler Schiedsgerichte, Verständigung mit England über die Rüstungen. Das bedeutet: Anerkennung des status quo in Europa und pazifistische Maßregeln für

die Zukunft. Kautsky rechnet aber in seiner Rede selbst damit, daß die Regierung Englands und Frankreichs — Rußlands verschwiegen — sich mit seinen Bedingungen vielleicht nicht ganz einverstanden erklären würden, sie haben mit Deutschland noch kleine afrikanische und asiatische Rechnungen, die er wohlweislich verschwiegen, weil es ihm nicht paßte, sie als Schacherobjekt für den „sozialistischen Frieden“ anzubieten. Seine Hoffnung wendet sich nicht so sehr an die Regierungen, sondern er setzt sie darauf, daß ein ähnliches Angebot seitens Deutschlands unwiderstehbare Friedensstimmungen in den Völkern Frankreichs und Englands auslösen würde. Aber Stimmung hin, Stimmung her; mit welchen Mitteln das französische und englische Volk ihre Regierungen zur Verständigung nötigen sollen, sagt Kautsky nicht, wie er auch über die Mittel der Gewinnung Herrn Bethmann Hollwegs für seine Bedingungen nichts ausfragt. Er denkt wahrscheinlich nur an die Ablehnung der Kredite hüben und drüben.

Also als Weg zur Unterbrechung des eisernen Ganges des Krieges bleibt der parlamentarische Protest. Die Sozialpatrioten glauben an dieses Wunder nicht. Wir wollen ihnen im Widerwillen gegen den heutigen Parlamentarismus nicht nachstehen und sagen ausdrücklich: der Parkettweg zum „sozialistischen Weg der Verständigung der Völker“, d. h. eine Verständigung zwischen Herrn Grey und Bethmann Hollweg scheint uns wenig verheißungsvoll. Falls sich keine dritte Kraft meldet, die nicht auf dem parlamentarischen Parkettboden lebt, wird der Krieg trotz aller Proteste weitergehen, bis es einer Seite gelingt die andere zu besiegen, oder beide den Glauben an den Sieg verlieren. Aber in der Forderung der Verständigung werden die Sozialpatrioten nicht hinter dem Zentrum bleiben. Sie haben diese Verständigung schon gefordert und werden sie immer fordern. Der Unterschied wird nur der sein, daß die Sozialpatrioten glauben, wenn die Regierung erklärt, die andern wollten die Verständigung nicht, und daß sie ihr deswegen die Kredite bewilligen, während das Zentrum ihr den Glauben nicht schenkt und die Hände in Unschuld wäscht, d. h. die Kredite ablehnt.

Aber halt, da macht der Zentrumsführer Ledebour eine Einschränkung. Er gibt auf der Konferenz zu, daß „wenn die Russen an der Ober und die Franzosen am Rhein stehen,“ dann müßte man die Kredite bewilligen. Auf die Frage, weswegen man die Feinde erst ins Land lassen sollte, gab er erläuternd zu: „Das sollte aber nicht heißen, daß man so lange warten mußte.“ So eröffnete das Zentrum auf der Konferenz schließlich die Aussicht, daß es auch den letzten Unterschied, durch den es von den Sozialpatrioten getrennt ist, bei Verschlechterung der militärischen Lage aufgeben wird.

Zwischen dem Zentrum und den Sozialpatrioten bestehen keine prinzipiellen Unterschiede: beide erkennen die Vaterlandsverteidigung an, beide lehnen sie Annerkennung ab; beide fordern die Arbeiterschaft zum Durchhalten auf. Während die Sozialpatrioten schon jetzt die Verantwortung für den Krieg übernehmen zu können glauben, lehnen die Zentrumsleute sie einstweilen ab, bis es die militärische Situation erfordert. Inzwischen wollen sie die Regierung mahnen, die Verständigung zu versuchen. Aber dieser Druck darf keine Formen annehmen, die die

Vaterlandsverteidigung stören würden. Kein Wunder, daß sie angesichts dessen zwar einen grundsätzlichen Gegensatz zu den Sozialimperialisten empfinden, aber nicht zu den Sozialpatrioten. Sie alle betonten den Willen zur Einheit, und Kautsky begrüßt es in der „Neuen Zeit“ vom 6. Oktober, daß es „glücklicherweise“ zur Spaltung nicht gekommen sei, deren „Gefahr nahe lag“. Das Zentrum der Partei hat von seinem Standpunkt aus vollkommen Recht, wenn es keine Spaltung will. Wegen vorübergehender Unterschiede spaltet man die Partei nicht. Daß das Zentrum aber von den Sozialpatrioten nur durch solche Unterschiede getrennt ist, hat es glänzend auf der Parteikonferenz bewiesen.

Eine andere Frage ist es, ob so die Sache vor den Arbeitern, die von den Zentrumsführern in Bewegung gebracht, bestehen kann. Aber die objektive Wirkung der Zentrumsagitatorien bildet nicht den Gegensatz dieser Betrachtung, wie man z. B. bei der Darstellung des historischen Charakters der bürgerlichen Demokratie, ihres Wollens und Wesens nicht auf ihr Konto setzen kann, daß sie schließlich zum Aufkommen der sozialistischen Bewegung beigetragen hat.

Vor dem Parteitag der Schweizer Sozialdemokratie.

Von Arnold Struthahn.

Zum dritten Male während des Weltkrieges tritt der Parteitag der Schweizer Sozialdemokratie zusammen. Als er im Oktober 1914 als erster sozialdemokratischer Kriegsparteitag stattfand, da hallten die „alten Worte“ von Bern in die Welt aufmunternd hinaus, sie zeigten ihr, daß sie noch leben, von dem Kanonengebrüll nicht übertönt worden sind. Auf dem zweiten Parteitag des Krieges bekannte sich die Schweizer Sozialdemokratie zur Zimmerwalder Konferenz.

Nun hat diese der Internationale kein neues Wort gesagt, sie hat dem Proletariat nicht gesagt, wie es seine Politik in den neuen Bedingungen gestalten soll. Aber weil sie die alten Losungen der Solidarität und des grundsätzlichen Klassenkampfes im Gegensatz zu den alten Organisationen der zweiten Internationale in die Welt hinausrief, wurde sie von den Sozialpatrioten aller Länder mit Recht als Keim der neuen Internationale empfunden und bekämpft. Das Bekenntnis der Schweizer Sozialdemokratie zu Zimmerwald hatte demnach die Bedeutung einer Kundgebung des Willens, auch im Gegensatz zur alten Internationale für die Grundsätze des Sozialismus zu kämpfen. Seitdem hat die Rienthaler Konferenz stattgefunden, deren Bedeutung in der Aufstellung der programmatischen Richtlinien für den Kampf der Internationale in den neuen imperialistischen Bedingungen besteht. Ablehnung der Pflichten dem bürgerlichen Staate gegenüber, Ablehnung der Utopien, als könnte man auf dem Boden des Kapitalismus den „dauernden Frieden“ durch pazifistische Quacksalbercielen sichern, der Hinweis auf den Weg des Massenkampfes um den Sozialismus als den einzigen Weg zum Frieden, das war das Werk von Rienthal.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie sich der Aarauer Parteitag zu Zimmerwald bekannt hat, so wird sich der Züricher zu Rienthal bekennen. Denn obwohl

die Mehrheit der Schweizer Parteiführer sich der Arbeit der „Zimmerwaldisten“ gegenüber feindlich oder skeptisch benimmt, steht die Arbeiterschaft der ausschlaggebenden Großstädte zu Zimmerwald—Rienthal, selbst wenn sie sich noch nicht klar über alle Konsequenzen dieses Standpunktes ist. Aus ihrem Klasseninstinkt heraus, der durch den tobenden Weltbrand, durch alle Nöte der Kriegszeit geschärft wurde, fühlt sie: gegen dieses Ungeheuer können nur die mit aller Rücksichtslosigkeit eingesetzten Kräfte der Volksmassen aller Länder etwas ausrichten.

Würde es dem Schweizer Proletariat beschieden sein, nur als Zuschauer dem kommenden grandiosen Kampfe zwischen dem Sozialismus und dem Imperialismus beizuwohnen, die Gefühle der Sympathie für die in Geburtswehen zuckende neue Internationale würden genügen. Aber das Schweizer Proletariat ist ein Teil des Objektes der imperialistischen Politik und muß seinen Teil beitragen zum Kampfe gegen sie. Darum darf es sich nicht mit instinktiven Gefühlen, mit Sympathie-kundgebungen begnügen, es muß sich zur klareren Einsicht über die Rolle, die ihm zufällt, durchringen. Und es ist die Sache der Schweizer Zimmerwaldisten, der radikalen Schweizer Sozialdemokraten, den Vorderreihen der Schweizer Arbeiterklasse zu helfen, diese Einsicht zu gewinnen. Es soll hier kurz untersucht werden, wie diese Aufgabe bisher von den Schweizer radikalen Genossen erfüllt wurde.

Das Zentralproblem, das vor der Schweiz seit dem ersten Tage des Weltkrieges stand, war: wie wird sich die Schweiz im Kriege verhalten? Der Bundesrat beantwortete die Frage sofort mit der Neutralitätserklärung. Die Sozialdemokratie votierte ihm darauf am 4. August 1914 die Vollmachten zur Durchführung aller notwendigen Maßregeln. Darin äußerte sich nicht nur der Wille zur Neutralität, zum Frieden, sondern auch die Ueberzeugung, daß der Bundesrat ihr rücksichtsloser Wahrer sein wird. Noch mehr: Wenn auch nicht klar ausgesprochen, so enthielt das Votum der Sozialdemokratie die Bereitschaft, die Schweizer Neutralität mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Diese Haltung entsprach nicht nur dem formellen Beschluß des Ötterer Parteitages, der ausdrücklich die Pflicht der Verteidigung der Schweiz anerkennt, sondern auch der damaligen Ueberzeugung fast aller Schweizer Sozialdemokraten, daß, wenn die Schweiz in den Krieg eintreten würde, sie es nur in Verteidigung gegen den räuberischen Ueberfall eines fremden Imperialismus tun würde. Wenn einzelne Genossen, wie Naine, Graber oder Platten damals schon gegen die Haltung der Fraktion im August 1914 waren, so geschah dies nicht aus der Erkenntnis, daß auch die kapitalistischen, kolonialen Kleinstaaten an der imperialistischen Politik interessiert sind, sondern aus allgemeiner antimilitaristischer Gesinnung.

Allmählich wuchs das Mißtrauen zu der „Neutralität“ der Bourgeoisie. Man sah, wie sie sich in ihren Sympathien auf die Seite dieses oder jenes Kriegslagers stellte, und entdeckte, daß es sich dabei nicht nur um Stammesympathien handelte, sondern daß dahinter ihre Versippung mit dem imperialistischen Kapitalkliquen der Nachbarn steckte. Die Geschicke Belgiens und Serbiens zeigten wieder, daß die Teilnahme am Kriege für das Proletariat eines Kleinstaates glatte Vernichtung be-

deutete. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten aller Kleinstaaten zeigten, wie illusorisch die zu verteidigende Unabhängigkeit ist. Schon zur Zeit der Zimmerwalder Konferenz waren die führenden radikalen Kreise der Schweizer Sozialdemokratie überzeugt, daß die Sozialdemokratie der Kleinstaaten keine andere Politik treiben kann, als die der Großstaaten, daß der Kampf gegen die Teilnahme am Kriege unter allen Umständen zu führen sei. Wenn sie trotzdem auf dem Aarauer Parteitag der Aufrollung dieser Frage aus dem Wege gingen, so geschah es aus zwei Gründen. Erstens hofften sie, daß der Krieg, dessen nahes Ende sie erwarteten, die Stellungnahme erleichtern würde, indem er die praktische Unmöglichkeit der Verteidigung der Kleinstaaten selbst den größten Patrioten vordemonstrieren würde. Zweitens wollten sie den Grüntianern eine Waffe gegen die Verschmelzung ihrer Organisation mit denen der Partei aus der Hand nehmen.

Die Entwicklung der Ereignisse nach dem Parteitage zeigte die Gefahr der Politik des Verschiebens der Stellungnahme in dieser wichtigsten politischen Frage. Der Krieg dauert weiter, und man weiß nicht, wann er zu Ende geht. Die Affäre der Generalobersten Egli und Wadewill, und dann die des Divisionärs de Loys bewies, daß in den führenden Kreisen der Armee entweder eine Strömung für die Teilnahme am Kriege herrscht, oder eine Art der Wahrung der Neutralität beliebt ist, die eines Tages die Schweiz in einen Krieg hineinpraktizieren kann, selbst wenn die politischen Behörden des Landes — wie wir annehmen — neutral bleiben wollten. Es zeigte sich, daß die Frage der Landesverteidigung keine Frage ist, zu der man erst nach dem Kriege Stellung nehmen könnte. Sie steht schon jetzt vor der Partei, denn es ist klar, daß, falls die Schweiz in den Krieg hineingezogen wird, die Partei nicht als steuerloses Brack treiben soll, sondern wissen muß, was sie dann tun will. Ja, will sie, daß es nicht zum Kriege kommt, dann muß sie jetzt die Parteigenossen gegen jede Kriegs- heße geistig waffnen, was ohne klare Stellungnahme unmöglich ist. Ist die Partei gewillt, unter allen Umständen gegen die Teilnahme am Kriege zu kämpfen, so muß sie die Lösung der Demobilisation in die Massen werfen und für diese Lösung kämpfen. Selbst wenn sie ihr Ziel nicht erreicht, würde sie dadurch die Massen zur künftigen Stellungnahme vorbereiten.

Die Tribüne des Nationalrates war der weit sichtbare Ort, von dem die neue Stellungnahme verkündet werden mußte, die Affäre Egli und Wadewill und dann die de Loys der beste Moment dafür. Die Angriffe der ganzen Bourgeoisie würden dann erlauben, den Standpunkt der Partei zu entwickeln. Die Nationalratsfraktion ergriff diese Gelegenheit nicht und konnte sie als Körperschaft nicht ergreifen, weil sie in ihrer Mehrheit auf dem Boden der Landesverteidigung steht. Aber während im Ständerat Scherrer (St. Gallen), im Nationalrat Greulich sich klar zur Vaterlandsverteidigung bekannten, bekannten sich die Radikalen zu ihrem Standpunkt nicht. Das tat nicht nur Grimm nicht, obwohl er persönlich prinzipiell auf linksradikalem Boden steht und die Landesverteidigung ablehnt, sondern auch die französischen Genossen Naine und Graber, die man Grimm als radikalere Genossen entgegenstellt. Sie be-

kundeten im allgemeinen ihre antimilitaristische Gesinnung, Grimm bereitete in einer großzügigen Rede seine schärfere ablehnende Stellung, ohne jedoch die politischen Schlüsse offen zu ziehen und sie als Parole in die Masse zu werfen.

Zur Begründung dieses taktischen Ausweichens wird gesagt: erstens muß die Sache in den Massen reifen; ihre Stellungnahme kann nicht von oben kommandiert werden; zweitens können nicht einzelne Parteigenossen von der parlamentarischen Tribüne aus auf eigene Faust Losungen in die Massen werfen, zu denen sich die Partei noch nicht bekannt hat. Um mit dem letzten Einwand abzurechnen, genügt es, die Frage zu stellen: Was haben die radikalen Genossen vor, wenn der Krieg ausbricht und der Parteitag eine Resolution in der Frage der Landesverteidigung noch nicht angenommen hat? Wollen sie dann angesichts des Ötener Beschlusses, der die Verteidigung der Schweiz anerkennt, die von ihnen verpöht sozialpatriotische Politik treiben? Wir glauben das nicht; sie würden sich über dieses tote Papier des Programms zu den Lehren der schrecklichen Erfahrung zweier Jahre bekennen. Wollen sie dann dieser Erfahrung gemäß handeln, dann dürfen sie aber auch jetzt nicht zaudern, dann müssen sie die Parole in die Massen werfen. Denn eben, weil man die Massen nicht von oben kommandieren kann, muß man sie durch klare Stellungnahme zu einer richtigen Auffassung bringen. Diese Auffassung wächst von selbst aus den Massen nicht heraus, denn zu einer klaren Stellungnahme ist die Erkenntnis von entwickelten Zusammenhängen nötig, die der Masse fehlen: die Masse kann von selbst nur Stimmungen, Gefühle entwickeln, die durch äußere Bedingungen ihres Lebens erzeugt, ihre Vorderreihen zur Annahme eines Standpunktes vorbereiten, nicht aber ihn fertig erzeugen.

Aber beide Argumente, die für die Ausweichtaktik angeführt werden und, wie wir sehen, sehr leicht widerlegt werden können, sind nur Scheinargumente, nicht der wahre Grund des Verhaltens der Führer unserer radikalen Freunde. Das ergibt sich klar aus der Tatsache, daß auch auf der Tagesordnung des Züricher Parteitages sich nicht die Frage der Vaterlandsverteidigung befindet; sie soll erst auf dem außerordentlichen Kongreß im Februar behandelt werden. Wenn man die Notwendigkeit einer klaren Politik der Partei gegenüber der Kriegsgesahr versteht — und keinem einzigen der führenden Genossen konnte sie entgangen sein —, wenn man aber trotzdem diese klare Politik nicht treiben könnte, weil dem, wie man angab, ein alter Parteitagbeschuß im Wege stand, dann mußte man doch die Frage der Aenderung dieses Programmpunktes an die erste Stelle der Tagesordnung des Parteitages stellen. Denn nichts ist wichtiger für eine politische Partei als eine klare Politik. Warum verschob man die Frage wieder? Es geschah aus Rücksicht auf eine Organisationsfrage, die Frage der sog. Parteieinheit.

Als der Krieg ausbrach, stand die Partei vor der Verschmelzung ihrer Organisationen mit denen des Grütlivereins. Diese Frage wurde vor dem Kriege dadurch immer reifer, daß die Mitgliedschaften des früher kleinbürgerlich-demokratischen Grütlivereins mit jedem Tage mehr aus den gleichen proletarischen Elementen bestanden wie die Partei. Die Führer des Grütlivereins sträubten

sich gegen die Einigung, weil sie kleinbürgerlich-demokratisch sind und wissen, daß sie bei einer einheitlichen demokratischen Organisation der Partei die Grundlage ihrer opportunistischen Politik verlieren. Als der Weltkrieg die Mitgliedschaften der Partei inmehr mehr nach links drängte, als die Wahrscheinlichkeit immer näher rückte, daß die Partei sich klar gegen die Vaterlandsverteidigung ausspricht, wurde den Opportunisten in der Grütlivereinsleitung zweierlei klar: erstens erkannten sie, daß eine solche Stellungnahme das Tischstuch zwischen der Partei und dem Bürgertum zerschneidet, daß die Möglichkeit einer Kompromißpolitik mit all ihren Herrlichkeiten, den Amtsstellen usw. verschwindet. Sie ziehen dieser Gefahr die Spaltung vor und erklären es klipp und klar. Zweitens hoffen sie bei dieser Spaltung einen Teil der Masse zu behalten, die noch voll der demokratisch-patriotischen Illusionen ist, und die Führer aus der Partei zu sich herüber zu ziehen, die dank den Bedingungen ihrer Existenz — Lehrer, Mitglieder der kantonalen und städtischen Behörden — die neue Stellungnahme der Partei weder verstehen noch akzeptieren können. Gegenüber dieser Politik der Grütlivereinsführer galt es, eine rein grundsätzliche Haltung einzunehmen. Die Vaterlandsverteidigungsfrage mit voller Klarheit aufzurollen, den Massen zu zeigen, welche Quellen die „patriotische“ Stellung der Grütliführer hat, an Hand der Erfahrungen des Krieges die Folgen des Sozialpatriotismus zu zeigen. Es galt, offen zu sagen: Jawohl, wer sozialpatriotische Politik treiben will, für den gibt es keinen Platz in einer Arbeiterpartei.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese prinzipielle Politik auch die praktischste wäre: sie würde zwar die Spaltung nicht vermeiden haben, die, wie das „Volksrecht“ zugibt, nicht zu vermeiden ist. Sie würde die nationalistischen Elemente in der Partei wie im Grütliverein abstoßen, aber die internationalistischen Elemente in der Partei wie im Grütliverein zur wahren Einheit zusammenfassen. Die radikalen Genossen glaubten, daß sie unter der Losung der Parteieinheit leichter die Organisationsfrage durchführen könnten, gleichzeitig aber die nationalistischen Arbeiter des Grütlivereins zu behalten, um sie später mit internationalistischen Gedanken zu erfüllen.

Sie haben sich verrechnet: die Grütliführer kämpfen unter ihrem Banner; sie erklären offen: hie Nationalismus, dort Internationalismus. Die Internationalisten dagegen kämpfen ohne politisches Banner für eine organisatorische Einheit . . . mit den Sozialpatrioten.

Das Resultat dieser unklaren, inkonsequenten Stellungnahme der Radikalen ist: Schwächung der politischen Aktion der Partei gegen die Bourgeoisie, Schwächung unserer Position den Sozialpatrioten gegenüber. Mit dieser Politik müssen die Radikalen brechen. Es ist keine Schande, daß sie sich durch den organisatorischen Opportunismus verleiten ließen. Es hängen uns allen noch viele Zöpfe der alten „Diplomatie“ an, deren Wesen uns nicht immer von vornherein klar ist. Aber man muß aus gemachten Fehlern lernen, sie gut zu machen.

Der Parteitag hat die Möglichkeit, die „Einheitsfrage“ gemeinsam mit der der politischen Stellung der Partei durchzukämpfen, freie Bahn für die Politik der

Partei, wie für den Kampf gegen die Sozialpatrioten zu schaffen. Man komme nicht mit dem Einwand, die Partei sei theoretisch noch nicht genügend vorbereitet. Denn abgesehen davon, daß jeden Tag die politische Situation die Instanzen nötigen kann, eine klare Position einzunehmen, steht doch auf der Tagesordnung des Parteitages das Verhältnis zu den Rienthaler Beschlüssen. Wenn die Partei genügend vorbereitet ist, zu ihnen Stellung zu nehmen, so kann sie auch die sich aus ihnen für die Schweiz ergebenden Schlüsse ziehen.

Also: Klar zum Geßecht, denn die Unklarheit schwächt die Radikalen, stärkt die Opportunisten, die nur im Trüben fischen können.

Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie.

Die Haltung der Arbeiterklasse.

Der Sozialpatriotismus.

Als der Weltkrieg ausbrach, schien die Mehrheit der Parteiführer in Oesterreich, Deutschland und Frankreich alles das vergessen zu haben, was sie vorher über die internationalen Gefahren des Imperialismus gelehrt hatte. Sie erklärten in jedem Lande dieses Land als ohne Schuld angegriffen, nur bei dem anderen, dem Feinde spielte der Imperialismus eine Rolle. Da sie so die Kriegursachen auf der Seite ihres Landes für außerhalb des Imperialismus stehend erklärten, fiel nach ihrer Meinung die Frage ihrer eigenen Parteipolitik in ein ganz anderes Kapitel: das der nationalen Verteidigung, die von der Internationale anerkannt war. Aber bald begnügten sie sich nicht mehr mit diesem Argument, sondern gaben auch an, was sie verteidigen wollen: den Nationalstaat.

So erklärten in erster Linie die französischen Sozialpatrioten, deren Staat äußerlich den Typus des Nationalstaates am nächsten steht, wenn man seinen Besitz an Kolonien mit dem Mantel patriotischer Vergeßlichkeit verhüllt. Obwohl Deutschland kein reiner Nationalstaat ist — besitzt es doch polnische, französische und dänische Mitbürger, um wieder von den Kolonien abzusehen — bekannte sich auch die Mehrheit der deutschen Parteiführerschaft zum Nationalstaat, und setzte über die Politik des 4. August die Flagge der Nation. Vom Bürgertum wurde diese Politik als Wiederkehr des verlorenen sozialdemokratischen Sohnes in den Schoß des Vaterlandes begrüßt. Die neugeborene sozialpatriotische Richtung lehnte diese Begrüßung ab. Sie wies nach, daß Marx, Engels und Lassalle immer gute Patrioten waren, daß die Internationale immer die Existenz der Nationen und die Pflicht ihrer Verteidigung anerkannt habe.

Wie die Sache um Marx, Engels und Lassalle bestellt ist, zeigten wir in dem ersten Kapitel dieser Auseinandersetzung, und daraus ergibt sich, daß die Darstellung der David, Haenisch und der kleineren Götter eine reine historische Fälschung ist: historische Köpfe wie sie waren, haben Marx und Engels weder den Nationalstaat als die einzige Form der staatlichen Existenz angesehen, die jeder Nation zukommt, noch haben sie an und für sich um den deutschen Nationalstaat gekämpft, sondern sie haben in der Aera, wo seine Bildung einen historischen Fortschritt darstellte, auf dem Boden der zu

ihm führenden Strömungen um die Demokratie gekämpft. Was aber die Beweisführung anbetrifft, daß die Internationale immer die Existenz der Nationen anerkannt hat, so ist diese mit großer Berausgabung von Kleister geführte Beweisführung ebenso notwendig, als wenn die David und Haenisch beweisen wollten, daß die Internationale das Bestehen von Händen und Füßen bei den Menschen anerkannte. Die Existenz von Nationen als historisches Produkt und die Unmöglichkeit ihrer künstlichen Verwandlung in einen anationalen Menschenbrei wird von niemandem bestritten. Die Frage besteht nur darin, für welche Form des Zusammenlebens der Nationen die Sozialdemokratie jetzt im Anfang des 20. Jahrhunderts in den kapitalistisch entwickelten Ländern einzutreten hat.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts sahen Marx, Engels und Lassalle im Nationalstaat die staatliche Form, die für die Entwicklung der Volkswirtschaft und damit für das Proletariat Deutschlands am entsprechendsten war, wobei sie, weil sie für die volle Demokratie nicht mit Worten, sondern mit Taten kämpften, keine Ohnmachtsanfalle zu bekommen brauchten, wenn die Entwicklungsbedingungen dieses Nationalstaates auch Splitter fremder Völker umfaßten. Was bei Marx und Engels ein historisch begründeter Standpunkt war, das bekommt aber bei den Sozialpatrioten diesseits und jenseits der Vogesen ein gewaltiges Loch nach dem andern, was nur ein Beweis dafür ist, daß ihr Standpunkt im Widerspruch zu den jetzt obwaltenden historischen Tendenzen sich befindet.

Wenn der Grund der Pflicht der Verteidigung des deutschen und französischen Staates darin liegen soll, daß sie Nationalstaaten sind und die Nationalstaaten eine notwendige Bedingung des Sieges des Sozialismus bilden sollen, dann dürften die Proletarier Rußlands und Oesterreich-Ungarns sich um ihre Staaten nicht kümmern, sind sie doch nicht nur Nationalitätenstaaten, sondern beherbergen Teile von Nationen, bedeuten also die Zerstückung von Nationen. Aber zu dieser Konsequenz erheben sich die französischen Sozialpatrioten nur in bezug auf . . . Deutschland, Oesterreich und die Türkei, deren Zerlegung in nationale Teile sie propagieren, während die deutschen Sozialpatrioten wieder die . . . von Rußland unterworfenen Nationen „befreien“ wollen, selbst wenn das Proletariat dieser Nationen nicht die geringsten Wünsche in dieser Hinsicht ausdrückt. Dagegen erkennen die französischen Sozialpatrioten an, daß es als Bedingung für den Sieg des Sozialismus in Rußland genügen wird, wenn dort die Unterdrückung der Nationen verschwinden und die Demokratie siegen würde. Und der Wortführer der österreichischen Parteilichheit, Karl Renner, bekennt sich zu der Auffassung, „daß im Wettstreit der Staaten die Geographie stärker ist als die Nationalität“ (Oesterreichs Erneuerung, Wien 1916. S. 7); und die österreichische Sozialdemokratie setzt sich mit dem größten Eifer für die Verteidigung des österreichisch-ungarischen Staates ein, der doch ein Gemisch von einem Duzend Nationen ist.

Schon diese Tatsachen zeigen, was von den Salbadereien der reinen Sozialpatrioten, die Verteidigung der Nation sei der Grund für die Verteidigung des Staates, zu halten ist. Der Sozialpatriotismus fordert doch vom Proletariat die Verteidigung von nationalen,

wie von nationalgemischten Staaten. Aber noch mehr. Selbst wenn der Sozialpatriotismus dies nicht tun würde, wenn er unter der Führung der Bourgeoisie nur den Nationalstaaten zum Siege über die Gegner verhelfen würde, so könnte er nicht verhindern, daß der Sieger die Hand ausstreckt nach dem Preise, um den er kämpft: nach der Angliederung von Kolonien, ja von fremdnationalen Gebieten in Europa, wenn das seine wirtschaftlichen oder politischen Interessen erfordern.

Um dieser offensichtlichen Konsequenz zu entgehen, müssen die Sozialpatrioten zu einem politischen Kunstgriff greifen: sie erklären, daß sie nur für die Verteidigung des Vaterlandes kämpfen, aber beileibe nicht für Annexionen, gegen die sie protestieren, daß es nur so kracht. Aber man braucht nur zu sehen, wie wenig die Bourgeoisie sich um ihre Proteste kümmert, solange sie sich eben zur Verteidigung bereit erklären. Denn hat sie den Sieg in der Hand, dann können seine Folgen nicht ausbleiben. Und man kann die Sozialpatrioten nicht für solche Rindsköpfe halten, daß sie diese Zusammenhänge nicht erfassen.

Was bei einzelnen von ihnen Anfangs noch eine ideologische Marotte sein mochte, daß ist jetzt beim Sozialpatriotismus, als einer politischen Richtung, ein taktisches Manöver; sie glauben durch die Vorpiegelung einer rein nationalen Verteidigungspolitik am leichtesten den Einfluß auf die Volksmassen behalten zu können.

Selbst in der Jugend des Kapitalismus war der Nationalstaat keinesfalls die einzige Form der staatlichen Entwicklung des Kapitalismus. Im Zeitalter des Imperialismus besitzt jeder kapitalistische Staat die Tendenz, über den Rahmen einer Nation — auch der größten — hinauszuwachsen, er sucht sich fremde Gebiete zu unterwerfen. In dieser Zeit als Politik des Proletariats die Zerschlagung der kapitalistischen Welt in nationale Parzellen zu propagieren, hieße zur Vorbedingung des Sozialismus eine willkürliche Zerreißung der wirtschaftlichen Zusammenhänge zu machen. Der Sozialismus, der die Organisation der Produktion gemäß ihren natürlichen Grundlagen und entsprechend den Bedürfnissen der Gesellschaft bedeutet, würde durch eine Desorganisation der Produktion gemäß einem ausgedachten „Nationalprinzip“ eingeleitet werden. Der Widerspruch zwischen dieser sozialpatriotischen Ideologie und der Tendenz der Entwicklung ist so offenkundig, daß die sozialpatriotische Ideologie ununterbrochen in Gegensatz zu Tatsachen geraten muß, die sie durch Anleihen beim Sozialpazifismus zu verdecken sucht, um schließlich beim Sozialimperialismus anzulangen, der ideologisch ihr Antipode ist.

Verteidigung der Unabhängigkeit des Landes! schreien die Sozialpatrioten, und da stoßen sie auf die harte Tatsache der wirtschaftlichen Abhängigkeit jedes kapitalistischen Landes von dem Weltmarkt. So ergänzen sie flugs ihre erste Losung durch die zweite: Freiheit der wirtschaftlichen Entwicklung, und erläutern sie mit dem Hinweis, daß sie eine Verständigung der Völker erstreben, die allen die gemeinsame Ausbeutung der Kolonien — „offene Tür“ — die Freiheit der Zufuhren — „Freiheit der Meere“ — sichern wird. Ihr tretet für die Unabhängigkeit und Unversehrtheit des Landes ein, — antworten die Sozialimperialisten den Sozialpatrioten — das ist sehr schön,

aber wenn zu ihrer Sicherung in diesem Zeitalter der Kämpfe eine kleine „Befreiung“ im Osten, und eine kleine „Garantie“ im Westen notwendig ist, so muß man sie halt fordern! Ihr erkennt das Interesse des deutschen Proletariats an der „Entwicklung der kolonialen Produktivkräfte“; wir auch. Nun, dann muß dieses Interesse auch gesichert werden; man darf sich nicht auf solche Illusionen verlassen, daß die französischen oder russischen Kapitalisten die Zölle in ihren Kolonien aufheben, wo die Engländer daran sind, in den ihrigen den bisherigen Freihandel abzuschaffen. Da muß man schon eigene Kolonien haben.

Ihr wollt die Freiheit der Meere? Aber worauf ist ihre Unfreiheit begründet? Auf der großen englischen Flotte, auf den vielen englischen Stützpunkten in allen Meeren. Wer glaubt daran, daß England auf all dies verzichtet? Wenn ihr also die Freiheit der Meere im Interesse des Proletariats verlangt, so müßt ihr auch die dazu führende Wege wollen: die Niederringung der englischen Flottenmacht durch eine entsprechend große eigene, die auf eine besser gestaltete Küste, auf eroberte Flottenstützpunkte gestützt, mit England den Kampf aufnehmen könnte. Also, also! So singen die sozialimperialistischen Sirenen.

Die Herren Scheidemann und Stampfer mögen sich gegen diese Konsequenzen noch so sehr sträuben, sich auf die Grundsätze des Sozialismus berufen, es hilft ihnen nichts. Praktisch dienen sie vom ersten Tag ihres Umfalls dem Imperialismus, theoretisch können sie ihm, sobald sie sich in der Aera des Imperialismus auf den Boden des Vaterlandes gestellt haben, nichts entgegenstellen als pure Demagogie, die sich die Sozialimperialisten, hinter denen nicht nur die logischsten Köpfe des Lagers des 4. August, sondern, was weit wichtiger ist, die ganze Gewerkschaftsbürokratie, und was noch wichtiger, die Logik des Standpunktes steht, auf die Länge hin nicht gefallen lassen werden. Sie mögen aus taktischen Gründen noch eine Zeitlang den Eiertanz der Sozialpatrioten dulden, wie sie der Resolution der Parteikonferenz zugestimmt haben; sich damit begnügen, daß sie ihnen von Zeit zu Zeit etwas in die Zähne geben, schließlich werden sie sie doch an die Kandare nehmen. Der Sozialpatriotismus ist nur ein Agitationsmittel, der Sozialimperialismus ist der Kern. Und ihn gilt es jetzt näher anzusehen.

Aus unfrem politischem Tagebuch.

17. Oktober.
In der „Bergarbeiter-Zeitung“ erschien unlängst ein „Aufruf zur Besonnenheit“, der die Bergleute dringend vor Streiks warnte. Der Aufruf war unterzeichnet von allen vier Bergarbeiterverbänden. Neben dem christlichen, dem polnischen und dem Hirsch-Dunckerischen prangte auch der Name des „freien“ Bergarbeiterverbandes mit dem „sozialdemokratischen“ Abgeordneten Sachse. Sachse gehört zur Fraktionsmehrheit. Aber auch Vertreter der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft mahnen die Arbeiter zur „Besonnenheit“, dann nämlich, wenn die Linksradikalen zum schärfsten Kampfe gegen die Sozialpatrioten drängen. Man sieht also, wie das Parteizentrum den Sozialpatrioten in die Hände arbeitet und was schließlich hinter der Aufforderung zur „Besonnenheit“ steckt. Es ist eine ununterbrochene Kette vom linken Flügel des Parteizentrums über die Sozialpatrioten zu den Christen und Hirschen. Vielleicht begreifen die Arbeiter jetzt, weshalb die Linksradikalen nicht die Vereinigung mit dem Parteizentrum wollen dürfen, und wessen Geschäfte das Parteizentrum besorgt.

Feuilleton

Ein Freiheitsjieg.

Von Maxim Gorki.

Frei wie die Vögel der Lüfte waren einst die Wellen des Meeres. . . Von Liedern des Sturmes gewiegt und getragen, rollten sie fröhlich in blauende Ferne. . .

Doch neidete der Mensch, ein böser Tyrann, den Wellen das glänzende, glühende Los. Der Freiheit berauben wollt' er die stolzen, die glücklichen Kinder des Sturmes. . .

Nicht sollten sie mehr über graufigen Tiefen sich glitzernd in sorglosen Spielen erfreuen. Nicht sollten der Sonne sie lächeln, dem blauenden Felte des Himmels die glitzernden Grüße, des freudevollen Daseins entsenden! . . .

Er schickte gehorchende Sklaven; und kaltes Gestein aus dem Schoße der Erde begannen sie wuchtig dem Meer in den Grund zu versenken. . . Es zuckte das Meer, erzitterte, sträubte sich schäumend. — Die Wellen jedoch, die lachen darüber, wie Felsen so groß und so wuchtig sich drehend bemühen, den Grund ihres Meeres zu erreichen. Sie springen, sie stoßen einander, sie winden sich lachend herum; sie streicheln die Felsen, umschwärmen sie flink. . . Wie ist sie doch herrlich, die Freiheit der Kinder, beschattet noch nicht von ahnendem Sehnen!

„Dem Schoße der dunklen Erde entnommen, sind düstere Gäste erschienen bei uns; wir wollen sie jubelnd mit Liedern empfangen, sie wärmen, erheitern mit munterem Spiel. Wir wollen genießen die Zauber des Meeres, sein Leuchten, sein Rauschen, sein Märchenreich schaun: befeigen mit euch in rauschenden Liedern die schöne, die herrliche Freiheit des Meeres! . . .“

Finster jedoch, die Gäste betrachtend, heult leise der Sturm in Böses verkündendem Ton!

Es fallen die Blöcke in immer dichteren Reihen ins Meer; sie türmen sich auf, sie wachsen zur Wand, zur festgefügt zusammen, verperrern die Straße der Freiheit, der längstgewöhnten Bewegung den staunenden Wellen des Meeres.

Es schwanken die Wellen, sie schrecken zurück vor der hohen, der finsternen Wand; sie haben noch nie eine Schranke gesehen, sie kannten nie ein Hemnis des freien Laufs.

Gleichmäßig vorsehend den schwungvollen Lauf, schlagen sie am Damm sich wund ihre Brust. . . Sie werfen sich heulend zurück, die Wand ist so kalt, die Wand ist so hart! . . .

Bis weit in die Ferne erzittert das Meer. . . Es werfen die Wellen sich hin und zurück in grauenvoll schrecklicher Angst und es sterben so viele zerschellt an der Wand. . .

Ein Stöhnen, ein banges, schallt klagend einher, und finster gekräuselt bewegt sich die Flut. „Verraten, verraten!“ ertönt es darin, „von denen, die lieblich empfangen als Freunde wir, wird jetzt uns die Freiheit gestohlen!“

Dem Sturme entrinnen die Tränen. . . Er fliegt mit Geheul zu der düsternen Wand: „O Felsen, o Blöcke, auch ihr wart einst frei, auch euch war ja einstmals die Freiheit das Leben. O saget, warum erschienet ihr hier, den Wellen die Freiheit zu stehlen?“

Noch finsterner blickten die Felsen.
„Nicht freier Wille trieb uns her! Wir stehlen auch, wird's uns befohlen,“ es finster zur Antwort erklang. . . Und wuchtiger stand, die Wellen beherrschend, die Wand.

Der Sturm flog heulend übers Meer, versammelte die Wellen, zu künden die Nachricht, die böse, daß dauernd das Joch, das drückende, sei.

„O, arme Wellen, Wellen mein! Sklaven, Sklaven seid ihr nun, denn eure Freiheit ist gestorben! . . .“

Und weiter fuhr er übers Meer, das eine Weile wie abgestorben in Schreck und Trauer lag. . .

Die alten, die mächtigen Wogen senkten tief sich zum Grund hinab. . . Kein Orkan und kein Sturm lockt wohl die mehr empor!

Die Wellen, die jungen, die rollen umher so finster, so schweig-sam wie nie; das Lachen, das frühere Singen und Lärmen der Freiheit erschallt jetzt nicht mehr. . . Die Sonne nur trübe leuchtet am Himmel, der selbst wie betrübt ist so grau und so matt. . .

Nur manchmal die jüngsten der Wellen, erboht vom lange dauernden Joch, drängen sich in Ketten und einzeln hinauf auf die drohende Wand. — Die zuckt nicht einmal, sie steht wie im Meere der Felsen. . . Das Echo erweckt mir ein stöhnender Laut, der kommt aus der Kämpfen erschlagener Brust.

Jetzt weint das Meer. . .

Gar viele der Jahre vergingen, und Tausende von Wellen zerschlugen sich kläglich am Widerstand leistenden, trogigen Stein.

Stets dunkler und dunkler wird es umher. . . und jagend sprechen die Wellen: „Wir warten, wir sammeln die Kräfte aufs neue!“

Die Jahre vergingen. . .

Die jüngsten der Wellen erstarkten zur Tat. Sie sandten die flüchtigen Boten in alle Teile des Meeres; sie sollten die Jagenden wecken, ermuntern zu rettender Tat. Sie sollten sie alle ermuntern zum Kampf, zum Sturm gegen die knechtende Wand. Zur Tiefe sie senkten sich hoffend hinab, die Alten, Enttäuschten zu mahnen. Doch schüttelten diese das graue Handt: „Die Kraft und der Schwung sind gebrochen, geschwunden, wie sollen den Kampf wir noch wagen mit jener gewaltigen Wand! . . .“

Die Boten der Wellen ergossen sich weiter. Sie suchten den Wind und den Sturm. — Nirgends im Meere fanden sie diese, sie lagen verborgen in finsternen Schluchten so eng. Erscheinet bei uns und fliegt übers Meer! Die Ketten zerreiße, den Geist unserer Brüder befreie. Wir haben gewartet, nun sind wir erstarkt; erweckt in den Alten den Mut ihr aufs neu' und sammelt uns alle zur siegenden Schar. Wir fürchten den Kampf nicht, der Tod ist uns lieb, den Brüdern die Freiheit erringend! . . .“

Dem Winde vor Freude erzittert das Herz in der mächtigen Brust; die Augen erglänzen dem Vater Sturm. Die Reden der Boten erwecken aufs neue vergangener Zeiten gewaltiges Hoffen. . .

Zärtlichen Blickes umfassen sie freudig der Jünglinge Schar; die Schluchten verlassend, durchmessen sie pfeifend den trennenden Raum, wo userlos wartet das lebende Meer. Gewaltig erschallet ihr weckender Schrei: „Wir kommen, wir kommen, zu retten die Freiheit; wir rufen, wir sammeln euch alle, sie wiederzufehn! Ihr mächtigen Wellen, erhebt euch zum Kampf, zerreiße die Ketten, entfesselt die Freiheit, bereitet den Weg ihr zum Sieg!“

Die Schlafenden wecket der mächtige Schrei; er schenket aufs neue den Alten die Jugend, den Mut und die Kraft!

Die Wellen erwachen, erheben die schäumigen Häupter, und folgend gehorchend zum Kampf. — — — — —

Die Nacht und bleierne Wolken darüber bedeckten das wogende Meer. . . als plötzlich erschallte der Ruf zum Kampf. . .

Von Osten nach Westen, von Norden nach Süden versammeln die Wellen sich und stellen sich auf in glänzende Reihen. Die jüngsten der Wellen, entbrennenden Muts, verlangen die Ersten im Kampfe zu sein! . . .

Stürmend das Meer sie durcheisend, wie Blitz und wie Donner zugleich, und schiebend und fördernd begleitet sie freudig der Vater

2018

Sturm. . . Vorwärts, ihr Wellen, ihr mächtigen Streiter! Er kämpfet der Freiheit den Sieg oder auch sterbet, wie so viele vor euch! — Die finsternen Felsen erbeben. . . Schon naht die gewaltige Schar und stürmt voran, zerfchellend die Brust an den Felsen. . . Wie sinken sie sterbend dahin! . . . Die Wand ist bedeckt von blutigem Schaum, vom Blute der tapferen Kämpen!

Es heulet der Sturm: „O Kinder, o teuren Kinder! Es sanken die Ersten schon hin! Noch stürzet so mancher, doch heute noch siegen wir hier! . . .“

Es kocht das Meer. . . Die Toten ersehen der anderen Reihen. Wie drohend die Wellen, wie tapfer, wie herrlich zu schaun! — Sie brechen sich krachend und heulend den Weg zu der Wand, sie fluten zurück und stürzen aufs neue sich wild in den Kampf: sie sinken zu Haufen und rufen noch sterbend die Scharen der Brüder herbei. . .

Wohl steht die Wand und wanket noch nicht. . . doch finster und furchtbar fluten die Wellen herbei. Kein Ende zu schauen, kein Ende der Zahl der drohenden Wellen zu sehen! . . .

Die Ufer des Meeres entblößen sich fast; die Wellen sind alle an einziger Stelle versammelt zum Kampf, und sehnend erfüllt ein einziger Schrei die heiße, die dampfende Luft. . .

Wie mächtige Löwen zur Hilfe der Jungen erscheinen die Alten, aufs neue verjüngt. Sie fliegen dahin, gekrönt von weißem, von flockigem Schaum; sie stürzen sich wütend hinein in den Kampf, sie packen die trozigen Blöcke, und ahnend und schauernd erzittert die Erde vom schrecklichen Kampfesgetöse! . . .

Schon graut der Morgen zum trüben und traurigen Tage. Doch unbezungen stehen die Felsen trotzig noch da. . . Noch peitschet der Sturm das rasende Meer, noch sinken zu Tode, an Felsen zerfchlagen, die Reihen der mutigen, mächtigen Wellen. — — —

Die Menschen versammeln erschreckt sich am Ufer des Meeres. Mit Wehmut erblicken die Fischer, wie mutig die Wellen zergehen im Kampf, der ihnen so ungleich erschien. Voll Mitleid erglänzten die Augen der festesten Männer. Zum Himmel erhob sich gar mächtig ein flehendes Gebet: „Erlöse die Kämpfer, beende den Streit, den Wellen verleihe den Sieg!“

Sogar der Tyrann, der Mensch, der die Felsen ins Meer einst gestellt, sogar jener erzittert, von Schauer erfüllt. Es zuckt ihm zusammen das selbstische Herz beim Anblick der Leiden, des Todes des Meeres. Mit welchem Entzücken möchte wohl jetzt er die Felsen, die starren, entfernen, den Wellen die Freiheit von neuem verleihn! . . .

Zu spät ist's jetzt! . . . Nicht stöhnen die Wellen, nicht bitten sie mehr. . . Zu schrecklich der Freiheit getragener Verlust, zu zahlreich der Opfer im Grabe, zu süß für die Toten die Rache! . . .

Und nochmals, wie finster und kühn, vom Sturm gerufen, vom Sturme gepeitscht die riesigen Scharen sich sammeln und drängen gewaltig den finsternen Fels!

Man fühlt es: jetzt gilt es, entweder zerfchellt jetzt der kalte, der trozige Fels, oder das Meer wird zum einzigen, riesigen Grab! . . .

Sie rücken heran, so stolz und so kühn! Sie schlagen vereint mit gewaltigem Stoß an die Wand, die Felsen erbeben davon! Die Wellen erstarren, sie fluten zurück und stoßen aufs neue mit wütender Kraft! . . . Ein Chaos entstand! . . . Im Nebel verschwand, was Form vor kurzem noch war; ein Stöhnen, ein Donnern erhebt sich vom Meer, das, wie von Grund aus gehoben, den Himmel zu berühren scheint. . .

Niedergereschmettert die Felswand! . . .

Dem Stoße, dem letzten, kein Widerstand mehr! . . . Die Blöcke, sie stürzen, versinken ins schluckende Meer, sie sinken zum Grunde, wo Ruhe die Wellen, die Helden gefunden. . .

„Schaumbedeckte Leichen, weg!“ erschallt des Meeres dröhnen-

der Ruf, „dieses Grab gehört den Wellen, die ihr Heldenleben gaben, damit es andern lebenswerter sei! . . . Und fern davon, im tiefsten Grunde des Meeres, wo nie ein Strahl der Sonne je gespielt, da öffnet sich der Grund des Meeres, läßt durch, was da im Knechtskampf fiel, und schließt sich wieder, ohne Spur. . .

Es jauchzet das weite, das glänzende Meer: Besiegt ist der Feinde knechtende Kraft! Die Wellen in Freiheit, wie rollen sie sanft, wie glänzen und glitzern sie froh! Sie singen wie früher, doch höher das Lied! Sie singen zum Ruhme gefallener Helden, die sterbend den Brüdern die Freiheit erkämpft. . .

„Den Toten, die Freiheit von neuem geschafft, Sei ewig bleibende Ehr!“

Der Lebenden treue strebende Kraft, Der Freiheit beste Gewähr!“

Zeugen und Rufer.

Ihr verlaßt euch auf die gegenwärtige Ordnung der Gesellschaft, ohne zu bedenken, daß diese Ordnung unermesslichen Revolutionen unterworfen ist und daß es euch unmöglich ist, diejenige, die eure Kinder betreffen kann, vorauszu sehen oder ihr vorzubeugen. Der Große wird klein, der Reiche wird arm, der Herrscher zum Untertan; und sind Schicksalschläge so selten, daß ihr darauf rechnen könnt, davon ausgenommen zu sein? Wir nähern uns einem kritischen Anstand und dem Jahrhundert der Revolutionen. Ich halte es für unmöglich, daß die großen Monarchien von Europa noch von langer Dauer sein werden: alle haben ihre Glanzzeit gehabt, und jeder Staat, der glänzt, ist im Abnehmen begriffen. Wer kann euch sagen, was dann aus euch wird? Alles, was Menschen gemacht haben, kann von Menschen zerstört werden.

Roussseau. (1712—1778.)

Die Massen stehen zu ihrem Führer häufig in dem Verhältnis jenes Bildhauers im griechischen Altertum, welcher, nachdem er einen Jupiter Donnertag modelliert hatte, vor seinem eigenen Machwerk auf die Knie fiel, um es anzubeten. Anbetung aber erzeugt im angebeteten Objekt leicht Größenwahn. Die maßlosen, bisweilen eines komischen Anstrichs nicht entbehrende Selbstüberhebung, auf die wir bei den Führern moderner Massen so häufig stoßen, hat ihre Quelle außer im Selbmadetum eines Teiles von ihnen, in der dauernd enthusiastischen Aufnahme, die sie bei den Massen finden. Die Selbstüberhebung aber wirkt, da sie eine suggestiv Macht ausübt, wieder auf die Massen zurück und bildet so, durch die erhöhte Bewunderung, die sie inspiriert, ein neues Element der Herrschaft.

Robert Michels: „Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie.“

Was mich in Paris am meisten ansprach, war die Vermischung der Stände. Ich sah in einem Glase alle Bestandteile der bürgerlichen Gesellschaft vereinigt: Das zog sich an, stieß sich ab, gährte, züchtete, schäumte, und am Ende mußte jeder von seiner Natur etwas ablassen und von der fremden etwas annehmen. Ich sah das Leben einmal auf dem nassen Wege, ich kannte früher nur das auf dem trockenen. Aber nicht bloß dieser chemische Prozeß machte mir Freude, sondern auch so mancher unauslöschliche Deutsche, der daran keine Freude fand.

Von den Vielen unter uns, die keinen neben sich dulden können und die, wenn sie keinen Herrn vor sich und keinen Diener hinter sich haben, sich für verlorene Menschen halten und wimmern — traf ich mehrere in der Pariser Gesellschaft.

In ihrer Angst, die feindlichen Stoffe zu vermeiden und die freundlichen im Wirrwarr aufzufinden, wußten sie gar nicht, wo sie sich hinwenden sollten, und gleich einer vom Wassertrudel angegriffenen Nusschale drehte sie sich um sich selbst und kamen nicht von der Stelle. Diesen gefiel es gar nicht in Paris und sie waren recht froh, als sie wieder nach Hause kamen, jeder in seine heimatische Schublade, worin jeder trocken blieb und alles galt.

Börne: Aus meinem Tagebuch.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Lüth); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik



1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.** Nr. 19

Er erscheint wöchentlich einmal. :
Redaktion u. Expedition:
Waller Heerstr. 52 (Eing. Torweg).

Bremen, den 28. Oktober 1916

Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch die Post bez.: monatlich 60 Pfg., vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Krieg und Frieden	Seite 145
Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie (Fortf.)	147
Die nationale Einheitschule	148
Eine Resolution des Linksradikalismus	149
Aus unserm politischen Tagebuch	150

Krieg und Frieden.

Kurz vor dem Zusammentritt des Reichstages war der Teufel wieder los. Herr Tirpitz, der Baumeister der deutschen Flotte, beklagte sich beim Reichskanzler, daß ihm dessen Freunde die Belügung der Regierung nachsagen. Er forderte Schutz gegen diese „insamen Treibereien“. Die Reichskanzlerpresse wartete darauf mit Beispielen der Heze auf, die gegen den Reichskanzler seitens der Tirpitzfreunde getrieben werden. Immer wütender bollerte man gegen einander, und als Kern der gegenseitigen Anklagen stellte sich die Behauptung heraus, der Reichskanzler gebrauche nicht alle Mittel, die ihm zur siegreichen Beendigung des Krieges zur Verfügung stehen, da er immer noch an eine Annäherung an England nach dem Kriege denke.

Mit England oder mit Rußland — so formulierte Herr Bernhard von der „Vossischen Zeitung“ den politischen Kern des Streites, dessen Begleiterscheinung der Streit über die Kriegsmittel ist. Dies ist auch unsere Meinung, wie wir sie hier in unserm Artikel „Aus dem Lager des deutschen Imperialismus“ vor mehr als einem Vierteljahr (Nr. 1 u. 2) dargestellt haben. Man sieht, es handelt sich dabei nicht nur um Fragen der Kriegsführung, von deren Beantwortung die Länge des Krieges abhängt, sondern auch um die Richtung der gesamten zukünftigen auswärtigen Politik Deutschlands. Als der Kampf der Bethmannleute mit der Tirpitzfronde auf den Siedepunkt gelangte, schlug die „Frankfurter Zeitung“, am 26. September, mit der Faust auf den Tisch, und erklärte: „So wie jetzt kann es nicht weitergehen. Uns scheint, daß der Reichstag diesmal dem Problem ganz ins Gesicht sehen muß, und daß auch der von allen anderen angegriffenen Mann Anlaß hätte, den Stier bei den Hörnern zu packen. Eine Regierung, die in jahrelanger Wühlarbeit um das Vertrauen beim Volke gebracht wird, kann zu ernster Zeit allerdings eine Gefahr werden, weil man bei ihr zuletzt keine Stärke mehr vermutet und selbst gegen ihre bestermöglichen Beschlüsse der lähmende Verdacht sich regt, daß sie gefaßt worden seien nicht im Geiste der Kraft, sondern in dem der Unkraft,

der Schwäche gegen diesen Einfluß oder gegen jene Clique.“ Sie forderte vom Reichstag eine klare Entscheidung für den Reichskanzler oder gegen ihn. „Wenn ja (wenn der Reichstag zu Herrn Bethmann-Hollweg steht), so mögen die durch die Berührung mit dem Volkswillen neugestärkten leitenden Männer endlich mit den widrigen Schlingengewächsen aufräumen, über die Deutschlands Fuß zu staucheln droht. Personen von Rang und Stellung dürfen eine wilde und lähmende Agitation gegen die Reichsleitung, deren Mittelpunkt der Kaiser ist, dauernd fortsetzen, eine Agitation, die den zum zerfchmetternden Schlage gegen den Feind ausholenden Arm der deutschen Wehrkraft voller Zweifel zurücksinken lassen müßte, wenn ihr nicht Halt geboten wird.“

Nach solchen Tönen eines offiziös bedienten Blattes glaubten naive Geister: jetzt geht die Regierung der „Fronde“ an den Kragen. Und Herr Heilmann, der sozialpatriotische Chorführer, schlug wie wild um sich, forderte entweder die Freilassung Liebknechts oder die Einkerkerung der Ankläger Bethmanns. Inzwischen kam der 28. September, Herr Bethmann-Hollweg hielt seine Rede, in der er sich zu der Auffassung bekannte, daß England der gefährlichste Feind sei, in der er in unmißverständlicher Absicht erklärte, Deutschland habe sich niemals in die inneren russischen Verhältnisse eingemischt. Nach diesen Erklärungen, die beweisen sollten, wie unberechtigt die Angriffe der Fronde seien, wie nahe ihrem Standpunkt der seinige ist, drückte der Reichskanzler seinen Verleumdern die Verachtung aus. Der Stier wurde nicht bei den Hörnern gepackt.

Aber nicht nur der Reichskanzler ging dem offenen Kampfe gegen die „Fronde“ aus dem Wege. Dies taten auch seine Freunde aus den bürgerlichen Parteien und brachten den Antrag auf die Vertagung der Diskussion ein. In den geheimen Sitzungen der Budgetkommission sollte ein Kompromiß gesucht werden. Und siehe da, die Herren Sozialpatrioten, die Gift und Galle gegen die Tirpitzleute spuckten, die ihnen die furchtbarste Fehde ansagten, sie willigten ein, daß die „schicksalschweren Fragen“ in der parlamentarischen Dunkelkammer verschwand. Dann vergingen zwei Wochen in geheimen Verhandlungen, an denen nicht einmal alle Abgeordneten teilnehmen durften, an den Küsten der Vereinigten Staaten begann ein scharfer Kampf gegen die englischen Handelsschiffe, und als Mitte Oktober der Reichstag seine öffentlichen Verhandlungen über die auswärtige Politik wieder aufnahm, da säufelte in den dürren Blättern der Herbstwind. Von einem Sturme gegen die Fronde war keine